

Tycho

Tycho Mrsich ist gestorben. Am 22. August 2022. Dabei glaubte ich, er müsse unsterblich sein. Man denkt leicht derlei, wenn man jemanden lange kennt – so lange, dass man ihn aus seinem Leben nicht mehr hinweg denken kann. Kann ich auch jetzt nicht, obwohl ich ihn schon viele Jahre nicht mehr gesehen hatte. Und ich will auch nicht, selbst wenn ich könnte.

1957 sah ich ihn zum ersten Mal. Im Sommersemester, meinem 5. Studiensemester, in München. An einem Mittwoch im Mai, wahrscheinlich dem 8., vermutlich einige Minuten vor 18.00 Uhr.

Mittwochs, 18 Uhr c.t., fand das rechtshistorische Seminar von Professor Wolfgang Kunkel¹ statt, in das ich trotz meiner erbärmlichen Noten, die ich in den ersten vier Semestern in Heidelberg im geltenden Recht eingesammelt hatte, aufgenommen worden war. Kunkel hatte allerdings nur nach Kenntnissen in Latein und Griechisch gefragt, und da konnte ich mit meinen zwar schon nicht mehr frischen, aber immer noch prunkvollen Abiturnoten des humanistischen Gymnasiums Kaiserslautern aufwarten. Das genügte für die Aufnahme.

Das Seminar fand im »Haus des Deutschen Rechts« statt. Ein dreigeschoßiges Bauwerk mit säulengeschmücktem Eingang aus den späten 30er Jahren, von der Art wie sie die Nationalsozialisten geliebt hatten. 19 riesige, lichtsaugende Fenster in soldatischer Reihung entlang der Ludwigstraße 28, direkt neben dem Siegestor. In diesem schon etwas angegriffenen, aber immer noch großspurigen Gebäude, in der obersten Reihe, hinter dem ersten Fenster von links, befand sich der Seminarraum, den ich an jenem Maitag nicht ohne Herzklopfen betrat.

Das Leopold-Wenger-Institut, das in diesen Räumen entstehen sollte, gab es noch nicht. Kunkel hatte zwar – Folge einer Berufungszusage des bayerischen Kultusministeriums, um ihn aus Heidelberg wegzulocken – die riesige Bibliothek des bedeutenden, 1953 gestorbenen Wiener Gelehrten Leopold Wenger bereits erworben, aber sie war noch nicht geliefert worden. Die Institutstaufe erfolgte erst als die Bücher aufgestellt waren.

Der mächtige Raum des rechtshistorischen Seminars wirkte leer. An dem aus mehreren Tischen gebildeten Quadrat saß ein einzelner, wie mir schien älterer Mann, der mehrere kleine Zettel vor sich liegen hatte, die er hastig beschrieb. Auf meine etwas beklommene Frage, ob hier das Seminar von Professor Kunkel stattfinde, warf er mir einen zerstreuten Blick zu, nickte und beugte sich wieder über die Zettel. Ich setzte mich – einen Stuhl freilassend – neben ihn.

Meine Erwartung, dass der Raum sich alsbald füllen würde, erfüllte sich nicht. Es kamen lediglich noch vier weitere Männer: Ein vermutlich Gleichaltriger, Peter Weimar² – später ein eher unwürdiger Vertreter des römischen Rechts in Zürich, der sich in die Annalen seiner Community in erster Linie durch den gescheiterten Versuch, seine Tochter durch Ersäufen ihrer Katze zu bestrafen, eingeschrieben hat; ein etwas Älterer, heiter lächelnd und wegen seiner Größe ein wenig gebeugt gehend – der brillante, seine Kohorte in jeder Hinsicht überragende Dieter Nörr³, dereinst Nachfolger von Kunkel; ein noch Älterer, der ernste Hans Kiefner⁴, bei dem sich bereits professorale Gediegenheit und die milde Strenge des unermüdlich Ringenden andeutete; dann noch ein fideler Altorientalist, der seinen Lebensunterhalt mit der Übersetzung der Gebrauchsanweisungen von Fromms Kondomen ins Arabische bestritt, auch er sicher nicht erst, wie ich, 21 Jahre alt. Er war eines Tages spurlos verschwunden und soll irgendwann später in Chicago an einem bedeutenden altorientalistischen Wörterbuch gearbeitet haben.

Sie alle riefen meinem Nachbarn einen freundlichen Gruß zu und ich erschloss, dass er wohl Märsig oder Mersisch oder ähnlich heißen müsse. Schließlich kam Kunkel selbst, begleitet von seinem Assistenten, einem strammen Dr. Rosenthal, den eine irgendwie feuchtforische Kasernenhofatmosphäre umgab. Er kam aus Leipzig, vom 1951 verstorbenen Heinrich Siber und sollte sich bei Kunkel habilitieren, woraus aber nichts wurde. Rosenthal machte seinen alsbald geborenen Sohn, Frau Klemm, Kunkels Sekretärin, seine mangelnde Begabung für das Scheitern verantwortlich.

Das Seminar dauerte drei Stunden, Kunkel und Rosenthal verließen den Raum, ich trottete mit den anderen hinterher. Mein Nachbar blieb sitzen und schrieb, wie vor und während der Sitzung, auf kleine Zettel.

Als ich in der nächsten Woche wieder kam, saß er auf demselben Platz. Vor ihm lagen viele Zettel. Mir schien, dass er sich kaum bewegt und seit dem vergangenen Mittwoch dort gesessen hatte. Auch

ich setzte mich – einen Platz leer lassend – wieder an die nun schon fast vertraute Stelle. Da ich sehr aufgeregt war – Kunkel hatte mir nicht nur ein Referat aufgetragen, sondern zugleich gebeten, schon in der nächsten Stunde damit zu beginnen – ließ ich alle Rücksicht fahren und fragte meinen zettelbewehrten Nachbarn, wie lange ein solches Referat wohl dauern müsse oder dürfe. Auf diese, meine erste Frage an Herrn Märsig oder Mersisch, erhielt ich die knappe und wenig befriedigende Antwort, dass es von den Umständen abhängen würde.

Ich begann mein Referat – es ging über die Tabula Baetica, eine im Guadalquivir gefundene Erztafel mit dem Muster eines Kaufvertrages – das mir trotz des nahezu ununterbrochenen tag- und nachtschlingenden Einsatzes ziemlich mangelhaft schien. Als ich etwa ein Zehntel des vorbereiteten Textes referiert hatte, war es 21.00 Uhr und das Seminar endete. Den größten Teil der Zeit hatte freilich Kunkel selbst mit Fragen an die Anwesenden (nur gelegentlich auch an mich) und mit Erläuterungen und Ergänzungen verbraucht.

Als ich geendet hatte, schielte ich zu dem neben mir sitzenden Dieter Nörr, dessen freundlichen Hinweisen, Hilfen und Ratschlägen in jenen furchtbaren sieben Tagen zwischen dem ersten und zweiten Mittwoch ich, wenn nicht alles, dann doch so viel verdankte, dass ich zwar atemlos, aber ohne Furcht beginnen konnte. Nörr formte unter dem Tisch mit Daumen und Zeigefinger der rechten Hand einen Kreis und machte dann mit dem Unterarm eine knappe und unterschiedene Geste, wie jemand der mit der Faust auf den Tisch schlagen will – ich verstand. Auch Kunkel schien zufrieden, verabschiedete uns bis zum folgenden Mittwoch und erhob sich, gefolgt vom Unteroffizier Rosenthal und den anderen vier.

Ich blieb. Denn eben als ich aufstehen wollte, stellte mir mein bislang stummer, lediglich mit dem Sätzchen »es hängt von den Umständen ab« hervorgetretener Nachbar eine sachliche Frage zum Referat. Die Frage habe ich vergessen. Sicher konnte ich sie nicht beantworten. Aber in meinem Freudentaumel – schließlich hatte ich im nunmehr fünften Semester zum ersten Mal einen richtigen akademischen Erfolg erzielt – glaubte ich mich dazu in der Lage und war auch bereit, jede weitere Frage aus der Welt der Wissenschaft mühe-los zu beantworten. Weitere Fragen schlossen sich an. Und dann noch welche. Ich antwortete tapfer und ein wenig beglückt.

Eine gute Stunde später machte ich dann doch den Vorschlag, ein Bier trinken zu gehen. Auf den Gegenvorschlag, im nahe gelegenen Hahnhof ein Glas Wein zu trinken, gingen wir dorthin. Das billigste

Glas Wein kostete 40 Pfennig, ein gut gefüllter Brotkorb wurde gratis gereicht. Wir aßen den Korb leer und zahlten zusammen, mit zehn Pfennig pro Kopf Trinkgeld, eine D-Mark. Als wir schließlich gegen Mitternacht unseren Schlafstätten zustrebten, ahnten wir vielleicht schon, dass wir ein Muster gefunden hatten, an dem wir bis zum letzten Seminar Mittwochabend – an ihm ging Kunkel ausnahmsweise und mit allen »auf ein Glas« in ein anderes Lokal – festhalten würden. Dass das »Muster« sich viele Jahre nicht verschleifen würde, ahnten wir nicht.

Abweichend vom ersten Mal gingen wir am folgenden Mittwoch sofort nach dem Seminar in den Hahnhof, tranken jeder zwei Viertel vom Billigsten, aßen den Brotkorb leer und zahlten jeder eine DM. Dieses Mal diskutierten wir nur wenig über die Tabula Baetica und erzählten uns dafür mehr von uns selbst. Ich erfuhr, dass er bereits 1949 das 1. Juristische Staatsexamen gemacht hatte. Auch, dass er, 19jährig, 1945 noch einige Monate im »Volkssturm« gedient hatte, was mir Veranlassung gab zu erzählen, wie ich als Neunjähriger versucht hatte, den Volkssturm von Bad Dürkheim durch das Heranschleppen von Panzerfäusten zu unterstützen – ein Vorhaben, das nur an der Dickköpfigkeit und den Ohrfeigen meiner Großmutter gescheitert war. Beiläufig notierte ich mir, dass er zehn Jahre älter sein musste als ich.

Er erzählte, dass er Tycho heiße, nach Tycho Brahe dem Astronomen, den sein Vater, der selbst gern in den Nachthimmel geblickt habe und der auch dem Astrologischen nicht gänzlich abhold gewesen sei, verehrt hätte. Und sein Familienname sei nicht Märsig oder Mersisch, wie ich unterstellt hatte, sondern Mrsich, was zwar nach Dalmatien, wo jeder die Insel Krk kenne, schmecke, aber keineswegs bedeute, dass seine Vorfahren von dort stammen würden. Richtig war, dass sein Urgroßvater noch Marsa hieß, als er aus Norditalien nach Dalmatien ausgewanderte. Der Name wurde in Österreich-Ungarn, um den Verdacht des Italienischen zu entfernen, slawisiert und Großvater Mrsich heiratete dann als österreichischer Offizier Ende des 19. Jahrhunderts in Bayern eine aus Österreich stammende Protestantin. Da Tychos Mutter aus dem römisch-katholischen Westfalen stammte, flossen, wie er sich amüsierte, mit Ost- und Westkirche sowie den Evangelischen im Hause Mrsich die christlichen Hauptströmungen zusammen. Gegenüber diesem, zweifellos eine gewisse Toleranz verlangenden Religions- und Ethnien-Gemisch, konnte ich, der ich wegen des Namens Simon und meines wenig indogermanischen Aussehens

gern mit jüdischen Vorfahren ausgestattet wurde, ihm nur einen pfälzischen Ururgroßvater mütterlicherseits mitteilen, der unehelich von einer Magd namens Heiser geboren worden war, welche laut Kirchenbucheintrag ein durchreisender »welschen Zauberer« geschwängert hatte.

Was für die Gegenwart von 1957 und für mich allerdings weit- aus interessanter war als dieses Stöbern in unseren Vorfahren, war der geradezu aufregende Umstand, dass Tycho, der 1944 ein »vorver- legtes« Abitur gemacht hatte, zwar 1949 das bereits 1945 an der noch im Wiederaufbau befindlichen Ludwig Maximilians Universität auf- genommene Jurastudium mit dem ersten Staatsexamen abgeschlos- sen hatte, dann aber unaufgeregt und gleichsam selbstverständlich den Referendardienst »mangels Interesses« nicht angetreten hatte. Wobei mich weniger sein ägyptologisches Zweitstudium faszinierte als der Umstand, dass da einer das von mir als verdrießlich und un- sätlich langweilig empfundene juristische Studium schlichtweg zur Seite geschoben hatte, zugunsten einer Sache, die ihn umstandslos interessierte.

So wurde Tycho Mrsich der erste, dem ich mein Leiden an diesem seinerzeit entweder von Schuld und Strafe oder von Schulden und Geld, meistens aber von beidem determinierten Studium gestand. Das für dieses Geständnis 1957 erforderliche Vertrauen bildete den ersten Humus für einen Boden, auf dem eine ziemlich genau zehn Jahre währende, intime Freundschaft gedieh, von der ich bereits 1968 – als ich München wegen eines Lehrstuhls in Frankfurt verließ – ahnte, dass ich sie nicht würde pflegen können. Gewiss war dagegen, dass sie mich fortdauernd, sich selbst in größter Ferne ständig erneuernd, kräftigend und erheiternd, begleiten würde. Deswegen will ich sie jetzt protokollieren.

Als ich ein Semester später dasselbe Geständnis bei Kunkel wie- derholte, machte er mich darauf aufmerksam, dass man sich dem Recht – wie ich es heute formulieren würde – nicht nur als Aktivist, sondern auch als Beobachter widmen könne. Womit die Weichen für alles Spätere gestellt waren.

Im Sommersemester 1957 war davon naturgemäß weder Ahnung noch Rede. Tycho widmete sich überwiegend seiner Ägyptologie, die er richtig besehen eigentlich schon seit seinem 12. Lebensjahr betrieb.

1936 war der, am 15. September 1925 in der Münchener Max- Vorstadt (Akademiestraße) geborene, kleine Tycho, der körperlich nie sonderlich groß werden sollte, in das 1849 von König Max II.

von Bayern gegründet und 1909–1912 errichtete, sehr schöne, geradezu schlossartige Maximiliansgymnasium aufgenommen worden. Ein Jahr später reiste der Gymnasiast mit seinen Eltern ans Mittelmeer, wobei unter anderem auch die in den riesigen Palast des Diokletian eingebettete Stadt Split besucht wurde. Dort begegnete er nicht nur der berühmten schwarzen Sphinx aus der Epoche von Amenophis III, sondern auch zahlreichen weiteren, an den Fassaden des Palastes und in den Museen von Split entdeckbaren Sphinxen – alle von Diokletian⁵ um 305 in Ägypten »beschafft«, um Palast und Grabstätte des Kaisers zu bewachen und zu beschützen. Die auf den Sphinxen nicht eben sparsam angebrachten Hieroglyphen faszinierten den Gymnasiasten derart, dass er sie unbedingt entziffern wollte.

Tycho erzählte gern, wie er, wieder zuhause, mit dem Göschenbändchen von Adolf Erman⁶ versuchte, dem Geheimnis der Schwarzen Sphinx auf die Spur zu kommen; wie er dann 1937 (!), den seit 1932 an der Münchener Universität lehrenden Ägyptologen Alexander Scharff⁷, der auch die damals so genannte *Staatliche Sammlung Ägyptischer Kunst* leitete, am Standort der Sammlung in der Münchener Residenz aufsuchte und um Belehrung bat, die der erstaunte und wohl auch gerührte Gelehrte dem Knirps in Form einer fließenden Übersetzung der Inschrift gewährte; wie er dann jahrelang immer wieder bei Scharff und dessen Assistenten auftauchte, um sich kleine und kleinste Wissensbrocken zu erbitten und anzueignen – und wie traurig er war, dass, als er 1951 endlich das Studium der Ägyptologie, mit den Nebenfächern Semitistik und Rechtsgeschichte, aufnehmen konnte, Professor Scharff bereits gestorben war.

Jetzt war er schon ein Jahr bei Wolfgang Kunkel, weil er sich in die juristische Romanistik einarbeiten wolle, denn er habe festgestellt, dass das ihn als Rechtskenner besonders interessierende alt-ägyptische Recht ausnahmslos mit dem kategorialen Apparat und den Begriffen, die die »Römischrechtler« aus ihren Quellen abgeleitet hätten, beschrieben würde. Was er für problematisch halte.

Da ich immer noch und bis zum letzten Mittwoch im Sommersemester als referierender Solist mit der *Tabula Baetica* beschäftigt war, begriff ich nicht so recht, was ich da hörte. Schließlich musste das Recht doch wohl mit rechtlichen Begriffen beschrieben werden. Und deren Kenntnis erwarb ich mir gerade erst – im bürgerlichen und im römischen Recht.

Als das Semester zu Ende war, sollte ich nach elterlicher Erwartung, Studienplan – 6. und 7. Semester verbringt man an der Heimat-

universität (das wäre Mainz gewesen), um dann dort im 8. Semester das 1. Examen zu machen – und eigenen Absichten nach Kaiserslautern zurückkehren. Aber dann sagte Kunkel am letzten Mittwochabend, dass er sich freuen würde, wenn ich im nächsten Semester wiederkäme, Tycho fragte am gleichen Abend, ob wir im Wintersemester wieder in den Hahnhof gehen würden, und die aus Siegen stammende Kommilitonin Almut Burgmann sagte bei einem von mir kühn erbetenen Abschiedskaffee, dass sie das 1. Staatsexamen wohl doch, statt in Bonn, Münster oder Köln, »rechtswidrig«⁸ eher in München ablegen würde.

Danach fuhr ich einige Tage nach Hause, machte eine Reise nach Istrien und Dalmatien, erschien im Wintersemester 1957/58 wieder in München, wechselte das möblierte Zimmer und blieb 10 Jahre.

Es waren dies auch zehn Jahre mit Tycho Mrsich. Das Wintersemester 1957/58 war, abgesehen davon, dass es mich in vielerlei Beziehung, sei es für Jahrzehnte, sei es für immer festlegte, zugleich die Zeit, in der ich im Leben von Tycho den größten Anteil jenes Territoriums eroberte, das der Freund Dritten einzuräumen bereit war.

Die Bibliothek von Leopold Wenger war angeliefert worden. Die riesige Büchermenge lag ungeordnet im Seminarraum, im Raum davor, im Zimmer der Sekretärin, in dem von Kunkel und schließlich auch noch auf den Fluren des werdenden Leopold-Wenger-Instituts. Ich erhielt den Auftrag, Ordnung und Aufstellung durchzuführen, Wengers Bücher mit roten Schildchen zu bekleben und »angemessen« zu nummerieren. »Angemessen«, das hieß in der Weise, dass man sie später mit den beiden vorhandenen Massen – Nachlass San Nicolò⁹, dem Vorgänger Kunkels (blaue Schildchen) und offizielle Institutsbibliothek (weiße Schildchen) – zusammenschieben konnte. »Später«, das hieß, wie mir Kunkel mit einem seiner listigen Katzenblicke zu verstehen gab, wenn die Taufe (*Leopold-Wenger-Institut für Papyrusforschung und antike Rechtsgeschichte*) vorüber und die zu erwartende, witzweise Kontrolle der Separatstellung der Bibliotheken ihrer Männer erfolgt sei.

Ich erhielt für meine Tätigkeit auf Betreiben der Sekretärin ein kleines Honorar, das mir immerhin erlaubte, meiner Mutter zu schreiben, dass ich künftig auch ohne den von ihr monatlich von ihrem »Haushaltsgeld« mühsam abgesparten Betrag würde auskommen können. Tycho verdingte sich freiwillig und unentgeltlich als zweite Hilfskraft und ebnete mir den Weg in die Bibliothek Wenger.